

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 140 (1999)

Artikel: Der Werdegang einer Komponistin : Maria A. Niederberger
Autor: Niederberger, Maria A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1033820>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Werdegang einer Komponistin

Maria A. Niederberger

Im Jahr 1972 hatte ich einen unvergesslichen Traum, der sich später als Wahrsagung entpuppte. Mir träumte, dass ich während meiner Geigenstunde plötzlich von einem starken Wind fortgetragen wurde. Unter Sturmgebrause versetzte mich dieser in einen farbenfrohen spanischen Saal, wo lebhaft Trommelwirbel und ein aus allen Richtungen dröhnender Sprechkanon verkündete: «Du wirst... wirst den musi... usikalischen Rhythmus vom Indianer... aner erlernen... ernnen.» Allmählich verstummten die Stimmen, und nach und nach legte sich auch der wilde Sturm. Nun aber sah ich plötzlich mit Erstaunen, wie sich meine Geige verwandelte. Sie nahm eine menschenähnliche Gestalt an, kletterte von meiner Schulter und tanzte auf die Bühne, wo sie zusammen mit anderen Gestalten eine seltsam mitreissende Musik anstimmte...

Nach jähem Erwachen fühlte ich, dass dieser Traum etwas Aussergewöhnliches bedeutete, obwohl ich sonst nicht abergläubisch bin. Ich suchte sogar nach Büchern über Indianerkunst und hoffte, das seltsame «Orakel» meines Traumes verstehen zu können. Noch aber ahnte ich nicht, dass mich mein Schicksal schon bald in das ferne Land der Indianer, nach Amerika, versetzen würde.

1975 durchlebte ich einen besonders schwierigen Augustmorgen, denn ich bin gar nicht begeistert, dass ich mit meinem Mann, dem dreijährigen Adrian und der jährigen J. Sarah nach Amerika auswandern soll. Bis jetzt bin ich in Zürich als MEZ-Musiklehrerin tätig gewesen und habe mich in meinem Freundeskreis

glücklich gefühlt. Die Abschiedsstunde ist für mich viel zu früh gekommen, und wie betäubt nehme ich die guten Wünsche von Eltern, Geschwistern und Freunden entgegen.

Nebst dem spannenden Erlebnis einer neuen Umgebung bringt unsere Ankunft in Kalifornien auch böse Überraschungen. Das schlimmste ist, dass wir noch nicht in unsere Studentenwohnung in Davis einziehen können. Das bedeutet, dass wir vorübergehend bei den Schwiegereltern in Sacramento logieren müssen. Die beiden Kinder finden zwar die Bewunderung ihrer amerikanischen Tanten liebevoll, registrieren aber unsern Stress wie kleine Barometer und machen mit kindlichem Unmut bekannt, wie eng und unbequem der neue Lebensraum ist. Dazu leidet unser Dreijähriger sehr darunter, dass fast niemand mehr sein Schweizerdeutsch verstehen kann. Die komplizierten Umstände machen natürlich nicht nur den Kindern zu schaffen.

Weihnachten kommt... grüne, warme kalifornische Tage, die mich wie Frühling anmuten. Endlich zügeln wir nach Davis und richten unsere eigene Studentenwohnung ein. Das geordnetere Leben aber lässt nun plötzlich eine ungeahnte Pein in mein Bewusstsein treten. In stillen Stunden, während mein Mann an der Uni studiert und die Kinder draussen spielen, schleicht sich das nagende Unbehagen in meine Seele, dass ich mich in diesem fremden Lande nicht zuhause fühle. Es wäre wahrscheinlich einfacher, Heimweh zu malen als zu beschreiben. Ich würde eine Leinwand mit knallroter



Schon als Kind vertiefte sich Maria in die Musik.

Farbe bestreichen. Dann bepinselste ich diese Fläche mit groben, schwarzen und braunen Strichen. Das grelle Rot würde zwischendurch immer wieder erbarungslos hervorstechen.

Noch keine Auswanderin ist wohl von der Qual einer so tiefen Zerrissenheit verschont geblieben. Aber wenn das Schicksal einen Menschen dazu auffordert, wird es der Seele möglich, ungeahnte Kräfte zu mobilisieren. Während ein Teil meines Herzens um Heimat und Freunde trauert, sucht ein anderer mit doppeltem Elan nach neuen Entfaltungsmöglichkeiten. In meinem tiefsten Wesen ahne ich, dass mir irgendwie eine bedeutungsvolle Verbindung zwischen meinem Leben auf dem alten und demjenigen auf dem neuen Kontinent gelingen müsste.

Ein neuer Anfang im Herbst 1976

Unversehens kommt mir die Musikmuse mit hilfsbereiten Händen entgegen. Kurz nach unserer Ankunft in Davis treffe ich Professor Bloch, der an der University of California Davis (UC Davis) Violine und Musiktheorie unterrichtet. Er lädt mich zu einem Vorspiel ein und nimmt mich sofort als private Violinschülerin an. Nebst dem wöchentlichen Unterricht wirke ich auch noch zweimal pro Woche im Uniorchester, wo ich erste Geige spiele. Mein Musizieren ist vorerst eine Erholung von meinen Pflichten. Aber schon bald genügt mir das hobbymässige Musizieren nicht mehr, und ich fühle ein starkes Bedürfnis, mir ernsthafte, systematische Musikkennntnisse anzueignen. Ob ich wohl ein Studium absolvieren und gleichzeitig meinen Familienpflichten nachkommen könnte? Mit Pro-

fessor Blochs Ermunterung bewerbe ich mich um Aufnahme als Teilzeit-Studentin an der Universität. (Da die Studienplätze an der UC Davis beschränkt sind, werden diese entsprechend der Leistung vergeben.)

Im Herbst 1976 besuche ich meine ersten Vorlesungen in Musiktheorie und Musikgeschichte. Von einem solchen Schritt hätte ich früher kaum zu träumen gewagt. Etwas beunruhigt frage ich mich, ob wohl meine bisherigen musikalischen Kenntnisse, die ich vor allem von der Schweiz mitbringe, eine genügende Grundlage für dieses Studium bilden.

Musikalisches von der Kindheit und Jugend in der Schweiz

Für ein Bauernkind im Oberdorf der 50er Jahre gibt es fast jeden Tag etwas Neues zu lernen und zu entdecken. Meine Eltern wollen mich auch immer fleissig arbeiten sehen. Mutter nimmt die Schulaufgaben derart ernst, dass sie mich diese jeden Tag abfragt, bevor ich draussen spielen darf. Von einem Universitätsstudium aber ist nie die Rede, ja, es existiert in meiner kleinen Welt nur für die Kinder reicher Leute. Ich bin eine geschickte Schülerin, die sich kaum Schulsorgen zu machen braucht. Nur um die Note in «Betragen» muss sich dieses wilde, eigenwillige Mädchen besonders anstrengen.

Schon früh fühle ich mich zur Musik hingezogen, singe daheim und in der Schule mit Begeisterung und spiele auf einer alten Mandoline, die ich im Eckschrank unserer Stube gefunden habe. Oft träume ich davon, selbst Musikerin werden zu dürfen, aber meine Familie hat dafür lange Zeit kein Gehör. Mit allerlei Schlichen und ernsthaften Manövern gelingt es meiner Schwester Margrit und mir aber endlich

doch noch, die Einwilligung der Eltern in privaten Musikunterricht zu gewinnen. Das ist ein wichtiger Schritt in meinem Leben.

Die Stanser Geigenlehrerin Ida Jann wird unsere erste Musiklehrerin (BILD: Ida Jann). Sie erkennt schon bald, dass sie uns musikalisch und menschlich viel mitgeben kann. Nebst der Violinstunde lädt sie uns beide deshalb oft zum Sonntagstee, zu einem Nachmittag des Musizierens, Musikhörens und Plauderns in ihre Wohnung in der Buochserstrasse ein. Für Margrit und mich sind diese Stunden immer ein besonderes Erlebnis, weil Fräulein Jann uns Schallplatten abspielt und geheimnisvoll-komplizierte Partituren erklärt und uns auf diese Weise sachte in die grosse Welt der Musikkultur einführt. Für mich ist das neue Lernen so anspornend, dass Musik einen immer wichtigeren Platz in meiner Gedankenwelt einnimmt. Ida Jann ist eine Stütze und ein Vorbild für mich. Nach der Sekundarschule geht es ans Seminar in Menzingen, wo ich mich so viel wie möglich musikalisch engagiere und meine Kenntnisse noch mit Chorsingen, Klavier- und Blockflötenunterricht ergänze. Aber leider ist dort die Musik nur ein Nebenfach, das mit allen andern Fächern bewältigt werden muss.

Universitätsstudium: UC Davis

An der Universität in Kalifornien erfahre ich schon am ersten Tag, dass sich das Bildungswesen in den USA fundamental vom europäischen unterscheidet. Ich bin sehr überrascht, dass die Musikvorlesungen nur in kleinen Gruppen von etwa dreissig Studenten stattfinden, und dass vor allem sehr viel Praktisches auf dem Programm steht. In den fünf wöchentlichen Musiktheoriestunden werden wir in



Ida Jann, die Klavierlehrerin, die ihre Schüler selbstlos förderte.

Gehörbildung, Kontrapunkt, Harmonielehre, Analyse, Partiturspiel und Komposition unterrichtet. Von Vorlesung zu Vorlesung setzen wir uns schriftlich und musikalisch mit dem Gelernten auseinander. Unsere «Hausaufgaben» werden dann persönlich von den Professoren kontrolliert und kommentiert. Theoretische Konzepte werden nicht nur diskutiert, sondern auch in angewandte Projekte, meistens Kompositionen, umgesetzt, was natürlich nicht allen Studierenden im gleichen Masse gelingt. Im privaten Rahmen, mit den Studierenden und Professoren selbst als Interpreten und Interpretinnen, führen wir von Zeit zu Zeit die neu komponierten Fugen, Inventionen, Sonaten und Lieder auf und besprechen die Ergeb-

nisse. Auf diese Weise entdecke ich meine Freude am Komponieren.

Meine Kompositionsarbeit macht mir bewusst, wie einflussreich meine früheren praktischen Erfahrungen im Chorgesang, im Geigen-, Klavier-, Flöten- und Orchesterspiel sind. Oft habe ich den Eindruck, dass mir Melodien und Harmonien fast auf geheimnisvolle Weise von einer unbekannten Quelle eingegeben werden. Zwei Jahre lang studiere ich Werke alter Meister und komponiere auch im alten, tonalen Stil. Im dritten Jahr beginnt ein Studium der neueren Werke des 20. Jahrhunderts. Der Fortschritt meines Studiums gibt mir eine tiefe Befriedigung, aber immer mehr Studenten und Studentinnen finden, dass sie ihre Talente anderswo besser nutzen könnten. Deshalb schrumpft die Studentenzahl im fortgeschrittenen Musikstudium stetig zusammen.

Die Universität belohnt meine erfolgreiche Studienarbeit mit einem vollen Stipendium, stellt aber die Bedingung, dass ich vollzeitig studieren müsse. Damit wird das Ausbalancieren von Familienleben und Studium zu einer wahren Kunst, denn ich bin unterdessen allein verantwortlich für beide Kinder. Gute Tagesschulen für Kleinkinder sind zwar im allgemeinen nicht nur zugänglich, sondern auch erschwinglich, weil man ja schliesslich in Amerika von jeder Frau eine Berufstätigkeit erwartet. Aber trotzdem ist es mir wichtig, einen beachtlichen Teil des Tages mit meinen Kleinen verbringen zu können. Nach meinen Vorlesungen arbeite ich deshalb meist noch eine Weile in der Bibliothek, verbringe dann aber den Rest des Nachmittages und den Abend mit den Kindern, bis sie schlafen gehen müssen. Die Familienstunden sind für mich eine Abwechslung von der Studienarbeit. Am

späteren Abend kann ich mich wieder ungestört meinen Projekten widmen, Bücher und Artikel lesen und mich auf die Prüfungen vorbereiten, die sich jeweils in Abständen von ungefähr fünf Wochen folgen. Schlaf und freie Zeit werden allerdings immer knapper. Nur der dreimonatige Sommerunterbruch ist eine Zeit der Erneuerung und Erholung für uns alle.

Von Kalifornien nach Massachusetts, 1982

Nach meinem Abschluss an der Universität mit dem Titel «Bachelor of Arts» studiere ich noch ein weiteres Jahr im Masters Programm in Davis, wo ich als Hauptfach Komposition bei Professor Swift belege. (BILD: Kompositionsstunde mit Professor Swift.) Am Ende des Jahres 1982 erhalte ich als erste Komponistin den «Olga Brose Valente Preis für ausgezeichnete musikalische Komposition». Nun ist es Zeit, Abschied von der UC Davis zu nehmen, um meinen Horizont in einer neuen professionellen Umgebung zu erweitern und mit neuen musikalischen Persönlichkeiten in Berührung zu kommen. Deshalb geht es im Herbst 1982 mitsamt den Kindern von der Westküste zur Ostküste, wo an der University Brandeis in Massachusetts ein Studienplatz im Doktorsprogramm für Komposition und Musiktheorie auf mich wartet.

In Massachusetts finden wir uns rasch zu recht. Das Klima erinnert uns sogar an die Schweiz. Aber am neuen Ort wird mir leider meine Familienverantwortung wider Erwarten erschwert. Einige meiner Vorlesungen finden am späten Nachmittag nach dem Unterrichtsende der Primarschule statt, doch dann ist für Kinder von 8 und 10 Jahren keine Betreuung nach der Schule erhältlich. Zudem muss ich feststellen, dass die Primarschulen in unserm

neuen Wohnort viel zu wünschen übrig lassen. J. Sarahs Klasse, die eigentlich das Einmaleins lernen sollte, darf zum Beispiel während der Schulzeit tagelang kochen. Die Mathe wird ganz einfach von der Lehrerin gemieden, weil sie diese grundsätzlich verabscheut.

Ich bin sehr besorgt und kann es nicht verantworten, dass meine Kinder eine unvollständige Schulausbildung erhalten sollen, während ich an einer hervorragenden Universität studiere. So bleibt uns keine andere Wahl, als wiederum auf Wohnungssuche zu gehen. Wir setzen unsere Hoffnung auf eine Nachbargemeinde, wo wir ein besseres Schulwesen vermuten. Mit meinen beschränkten Studentenmitteln ist es aber gar nicht so einfach, etwas Passendes und Erschwingliches zu finden. Mancher Vermieter weist uns im Voraus zurück, wahrscheinlich aus Angst, dass wir die Miete nicht regelmässig bezahlen würden. Wer hat denn schon je von einem reichen Komponisten gehört – von einer Kompositionsstudentin mit zwei Kindern schon gar nicht zu reden. Aber endlich begegnen wir einem verständnisvollen Landlord und Musikliebhaber, der sich von der Dringlichkeit unserer Familiensituation überzeugen lässt und bereit ist, uns eine ältere Wohnung in Arlington zu vermieten.

Unser neues Heim: Arlington, MA

Im freundlichen und blühenden Städtchen Arlington geht alles besser. Arlington ist nicht weit von Boston entfernt und grenzt an Cambridge mit der berühmten Universität Harvard.

Unserer Wohnung in Arlington ist zwar alt und etwas reparaturbedürftig, aber wir haben genügend Platz, und ich kann bei Bedarf die ganze Nacht musizieren, ohne

jemanden damit zu stören. Dazu ist die Verkehrslage sehr günstig. Per Bus und Bahn ist es möglich, die Universitäten Brandeis und Harvard und auch die Stadt Boston mühelos zu erreichen.

Glücklicherweise erfüllt unser Zügeln auch wirklich seinen Hauptzweck. Beide Kinder werden nun von tüchtigen Lehrerinnen unterrichtet, und J. Sarah darf sogar an einem Programm für begabte Kinder teilnehmen. Adrian schätzt seine neue Lehrerin, die ihm viel Aufmerksamkeit schenkt und ihn kräftig fördert. So bezeichnet sie ihn manchmal liebevoll als «kleiner Professor», weil der Junge zwar viel versteht, aber oft auch zerstreut seinen eigenen Gedanken nachgeht.

In Arlington befreunde ich mich gleich am ersten Tag mit Nachbarn, die einen stummen Adoptivsohn haben. Die Kinder werden schon bald Spielgefährten und verständigen sich innert kürzester Zeit mit der amerikanischen Zeichensprache für stumme Menschen. Meine Nachbarn haben einen Computer, was eine grosse Neugierigkeit ist und Adrian sehr fasziniert. Das gute Einvernehmen mit meinen neuen Nachbarn, die ebenfalls berufstätig sind, hat noch einen weiteren Vorteil, indem wir einen gegenseitigen Kinderhüte-Dienst nach der Schule organisieren. Damit habe ich Gewissheit, dass die Kinder nach der Schule gut betreut werden, und es ist mir nun möglich, mich meinen Vorlesungen und der neuen Assistentenstelle an der Universität ohne schlechtes Gewissen zu widmen.

Doktoratsstudien: Brandeis Universität, 1982–1985

Mit der Fortsetzung meiner Studien an der Universität Brandeis komme ich an eine musikalisch hochstehende Fakultät.

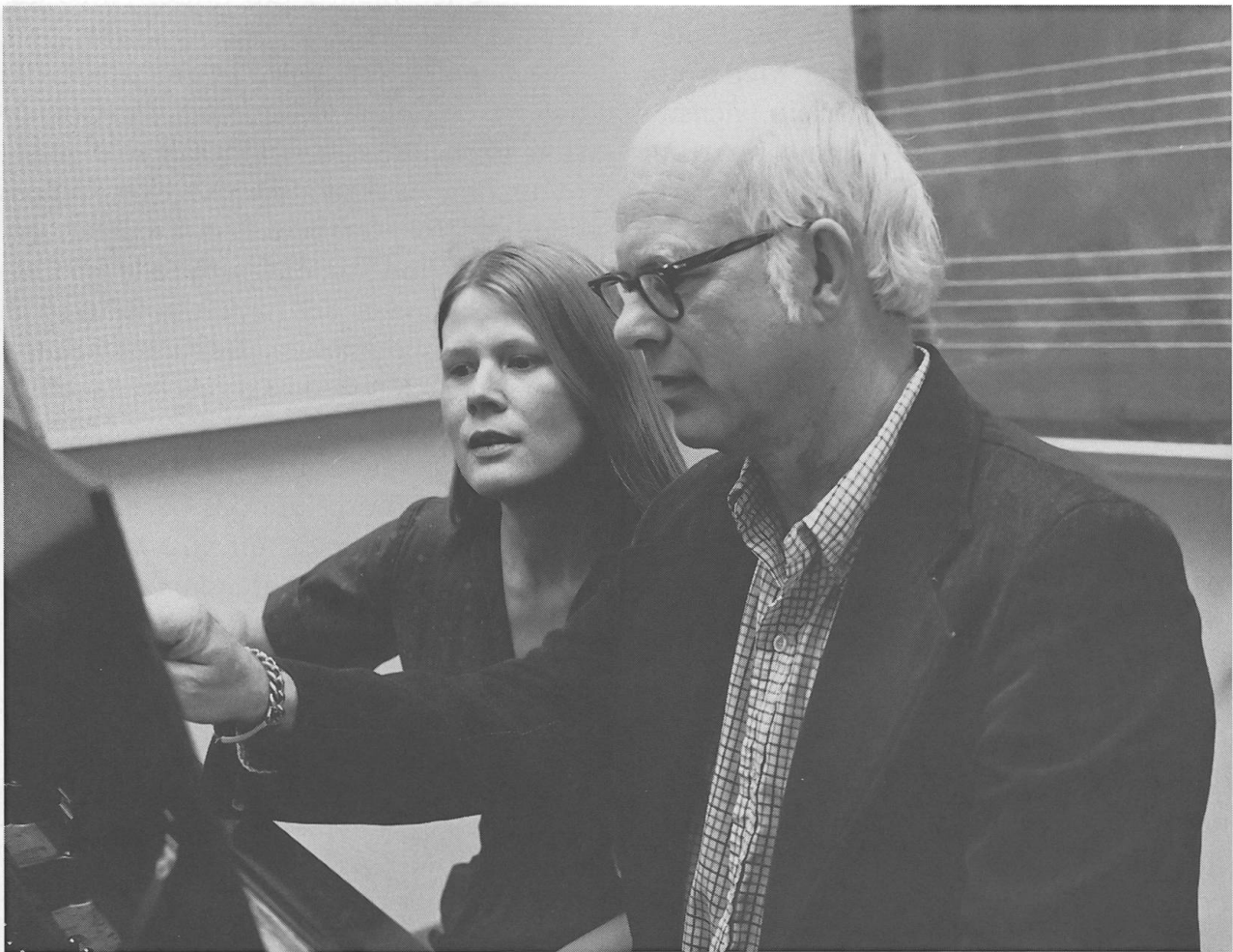
Jährlich werden hier von allen Bewerbungen nur drei Kompositionsstudentinnen ins Doktoratsprogramm aufgenommen, und es ist ein grosses Privileg, diese Chance zu bekommen. Die kleine Anzahl der Studierenden in dieser Disziplin macht es möglich, dass sich alle Kompositionsstudenten und -studentinnen der verschiedenen Stufen gemeinsam für die wöchentliche «Kompositionswerkstatt» treffen. Alle bringen die Kompositionsarbeit der vergangenen Woche zur gegenseitigen Besprechung mit. Unter Leitung Professor Boykans, eines erfahrenen Komponisten und ausgezeichneten Pianisten, wird das Neugeschaffene mit Ehrlichkeit und Takt diskutiert, ohne Komplimente auszutauschen. Zuerst findet die Musik selbst Beachtung: Der Komponist oder die Komponistin macht der Gruppe die Absicht einer Passage im Stück klar. Sogleich beginnen die Diskussionsfragen. Ist der Abschnitt auch wirklich lang genug, der Kontrast stark genug? Bringt die Phrasierung den rechten Fluss in Gang? Ist der Kontrapunkt nicht vernachlässigt worden? Manchmal werden auch Instrumentationsfragen aufgeworfen: Ist die Musik einem bestimmten Instrument gerecht gesetzt? Wäre vielleicht ein anderes Instrument besser geeignet, eine gegebene Passage zu vermitteln? Stimmt die Artikulation auch wirklich mit der Klangvorstellung überein? Sogar die Notenschrift selbst wird einer detaillierten Kritik ausgesetzt, da diese dem Spieler einen Gesamteindruck der Musik, also mehr als nur die Noten selbst, vermitteln soll.

Nach stundenlanger Besprechung geht's meist in das kleine benachbarte «Delikatessen» zum Kaffee oder zu einen kurzen Imbiss. Das Fachsimpeln aber geht noch

weiter... Für mich gibt es plötzlich so viel Neues von den Professoren und den fortgeschrittenen Komponisten zu lernen. (Ja, sie sind fast alle männlich, wie es heute noch auf dieser Stufe zu erwarten ist.) Die neuen Werke, die sozusagen in der «Kompositionswerkstatt» entstehen, führen mir eine Fülle von modernen Ideen und Möglichkeiten vor Augen.

An der Universität Brandeis wird mir immer mehr bewusst, dass die Interpreten und Interpretinnen die besten Kollegen einer Komponistin sind. Sie sind es schließlich, die mit ihrem Vortrag eine Idee hörbar machen und somit die Verbindung zum Publikum herstellen. Dazu geben diese Fachleute die besten spieltechnischen

Tips und sind oft bereit, im Verlauf einer Komposition die neuen Ideen spieltechnisch zu testen. Die Universität Brandeis hat ein hauseigenes Streichquartett, das sich neben eigenen Konzerten auch den Kompositionen der Studierenden widmet. Das Quartett ist insbesondere für spieltechnische Fragen zuständig, welche Streichinstrumente betreffen. Rhonda Rider, die Cellistin des Quartetts, berät mich im Verlauf der Komposition meines experimentellen Solostückes «Daedaleum» für Cello, das Hans Ulrich Stohler in Auftrag gegeben hat. Am Schluss beschert sie dem Stück eine brillante Aufführung, die vom Publikum sehr gut aufgenommen wird.



Kompositionsstunde mit Professor Richard G. Swift an der University of California Davis.

Nationalprojekt '85: Auftrag Pro Helvetia

Die Umgebung Bostons offeriert fast täglich eine Fülle von interessanten Konzerten. Da sich einige berühmte Konservatorien und Universitäten in dieser Gegend befinden, leben und wirken hier auch prominente Komponisten (vereinzelt auch Komponistinnen) und hochbegabte Interpreten und Interpretinnen. Die zahlreichen Uraufführungen, denen ich in Boston, an der Universität Harvard, am College Wellesley und am Massachusetts Institut für Technologie, usw., beiwohne, halten mich mit ihrem hohen Niveau absolut im Bann.

Auf Einladung der Universität Harvard studiere ich ein Jahr lang beim bekannten Komponisten Donald Martino, der trotz vieler Auszeichnungen ein sehr bescheidener Mensch ist und mir immer wieder mit seiner Weisheit imponiert. Mein nächster Lehrer, Komponist und Kritiker Arthur Berger, hält unsere «Kompositionswerkstatt» oft in seinem geräumigen, malerischen Privatstudio in Cambridge, damit der bereits betagte Komponist nicht die mühsame Reise an die Universität machen muss. Berger lockert den Unterricht mit Anekdoten über Igor Strawinsky auf, den er noch selbst gekannt hat.

Mein letztes Studienjahr bringt eine grosse Belohnung für mich. Zum ersten Mal erteilt mir die Kulturstiftung Pro Helvetia aus der Schweiz einen Auftrag für mein Ensemblestück «Inferences» (Schlussfolgerungen). Viel habe ich der Pianistin Emmy Henz-Diémand von Aarau zu verdanken, (BILD: Emmy Henz-Diémand mit M.N. vor dem Künstlerhaus Alte Kirche, Boswil), die zusammen mit dem Frauenmusikforum das Nationalprojekt 1985 organisiert, ein Festival, das ausschliesslich Werken von Komponistinnen

gewidmet ist. Unsere Kompositionen werden auf einer Tournee in sechs Schweizerstädten, ein Jahr später auch noch in Heidelberg in Deutschland gespielt. Für die Uraufführung meines Werkes im Radiostudio Zürich reise ich zusammen mit meiner Tochter in die Schweiz.

Im Sommer 1985 zügeln die Kinder und ich wieder nach Davis, Kalifornien, wo ich im Herbst an die Universität berufen werde, Musiktheorie zu unterrichten.

Ein Tag in meinem Leben und Wirken, 1998

Wie sieht heute ein typischer Tag in meinem Leben als Komponistin und Lektorin an der UC Davis aus? Etwa halb neun parkiere ich mein Auto in der Nähe des Musikgebäudes. Die Sonne strahlt hell. Durch meine Sonnenbrille wirkt das Grün der vielen hohen Bäume um die Universität noch intensiver. Überall sind junge Menschen zu sehen, die sich eilig zu Fuss oder per Velo fortbewegen. Ein paar Studentinnen und Studenten, die alle ein kleines Büchlein vor sich halten, gestikulieren aufgeregt miteinander. Beim Näherkommen stelle ich fest, dass das Schauspielstudentinnen sind, die sich auf eine Theaterprobe vorbereiten. Eine junge Studentin, die zum Laboratorium des benachbarten Gebäudes eilt, winkt mir von weitem zu. Nun höre ich vom offenen Fenster des Musikgebäudes eine Mazurka von Chopin. Wie ich in das klimatisierte Gebäude eintrete, merke ich, wie viel kühler es drinnen ist als draussen, wo die Hitze bereits unerträglich drückt. In meinem Briefkasten finde ich meine Post: Information über Konzerte, eine Reklame für ein neues Buch, Studentenarbeiten, die ich noch vor der Vorlesung bewerten will, eine Campuszeitung. Vor meinem Büro



Der Bruder Paul Niederberger besucht Maria und ihre Kinder Adrian und J. Sarah.

sitzt ein Student, der sich über sein Textbuch in Musiktheorie beugt. Wie er mich sieht, springt er auf: «Dr. Niederberger, darf ich Ihnen noch schnell meine Komposition zeigen? Mir ist gestern eine tolle Idee eingefallen, und ich habe dann die halbe Nacht komponiert.» Natürlich ist es mir wichtig, diesen eifrigen jungen Mann zu ermuntern. Ich höre mir das Neue sorgfältig an und mache ihm weitere Vorschläge.

Eine Stunde später stehe ich im Vorlesungssaal, wo wir ein Werk von Beethoven besprechen. Eine Studentin findet, dass Mozarts Musik «besser» klinge als Beethovens. Ich nehme diese Aussage als Ausgangspunkt für eine Diskussion über stilistische Unterschiede zwischen den beiden Komponisten. Hier und dort mache ich einen Abschwenker in die Formen- und Harmonielehre, damit die Stu-

dentinnen und Studenten Gelegenheit haben, ihre theoretischen Grundlagen stetig zu erweitern und zu vertiefen. Nach der Diskussionsstunde verlangen zwei Studentinnen meine ungeteilte Aufmerksamkeit. Auch sie arbeiten an einer Komposition und wollen mir heute ihren Fortschritt daran zeigen.

Zwölf Uhr dreissig. Endlich hole ich meinen Lunch (ein mitgebrachtes Mittagessen) aus dem Büro. Ich kann meinen Imbiss am Flässchen hinter dem Gebäude geniessen, wo ich mich während einer halben Stunde entspanne. Nach meiner weiteren Vorlesung am Nachmittag fahre schnell heim, weil ich noch meinen Bruder Paul anfragen will, ob er mir eine Kopie von einer Aufnahme senden könnte. Wenn ich mich beeile, kann ich ihn noch vor Mitternacht in der Schweiz erreichen. Später faxe ich einem Pianisten den fertig

kopierten Satz einer neuen Komposition, damit er mit Üben anfangen kann. Endlich habe ich Zeit zum Komponieren. Ich verschwinde in meinem Studio und tauche erst zwei Stunden später wieder auf. Heute habe ich einen guten Tag gehabt, die Ideen sind mir reichlich zugeflossen. (Es gibt manchmal auch Tage, an denen es nicht so einfach ist, etwas aufs Papier zu bringen). Vor dem Nachessen lese ich noch meine Elektronische Mail. Ein kranker Student will wissen, was wir in der Vorlesung behandelt haben und was die «Hausaufgaben» für die nächste Vorlesung sind. Eine Studentin von einem frühern Jahrgang bittet mich, ihr so schnell wie möglich einen Empfehlungsbrief für eine Bewerbung zu schicken.

Nach dem Nachessen gilt es aufzuräumen, dann reicht's für eine Pause. Mein Mann Ramón und ich trinken zusammen einen heissen Tee, plaudern über den vergangenen Tag und hören uns die Nachrichten an. Etwas später mache ich mich wieder auf den Weg zur Uni. Heute Abend findet nämlich ein Konzert mit neuer Musik statt, das ich unbedingt hören möchte.

Ramón ist es gewohnt, dass ich pro Woche zwei bis drei Konzerte besuche und hat Verständnis dafür. Er ruht sich daheim aus und liest unterdessen ein gutes Buch. Bevor ich Feierabend mache, schreibe ich den Empfehlungsbrief und drucke ihn am Computer aus. Dann breite ich nochmals die Seiten meiner neuen Komposition vor mir aus, überdenke sie und skizziere eine Fortsetzung. Die Abendstille hat etwas Magisches und lässt mir die besten Gedanken einfallen. In meinen Träumen höre ich manchmal die Fortsetzung einer Idee, die mich tagsüber beschäftigt hat.

Geschichtliches zum Thema «Frauenmusik»

Warum gibt es nur wenige Komponistinnen?

Bis zum zwanzigsten Jahrhundert haben nur wenige Komponistinnen in der Musikgeschichte einen Platz gefunden. Der Grund dafür ist wohl die früher weit verbreitete falsche Ansicht, dass Frauen unfähig seien, diese schwierige Kunst erfassen zu können. Das Handwerk des Komponierens wurde deshalb fast ausschliesslich in der männlichen Domäne weitergegeben. Frauen und Mädchen, die das Komponieren erlernen wollten, wurden teils aktiv daran gehindert, teils ganz einfach von professionellen Kreisen ignoriert. Wie ist es aber möglich, dass die Musikgeschichte trotzdem immer wieder komponierende Frauen verzeichnet? Musikalisch hochstehende, begüterte und noble Familien wussten ihre Töchter über die gesellschaftliche Norm zu stellen. Sie liessen ihre Töchter, manchmal zusammen mit ihren Söhnen, in den Genuss einer sorgfältigen musikalischen Ausbildung samt Komposition kommen. Der Unterricht wurde bald von berühmten Hauslehrern, bald von den komponierenden Vätern selbst vermittelt. Die gründliche musikalische Ausbildung hatte zur Folge, dass diese Frauen alle Talente entwickeln konnten und erfolgreiche Komponistinnen wurden.

Im zwölften Jahrhundert komponierte zum Beispiel die Äbtissin Hildegard von Bingen (1098–1179), die aus einer noblen Familie stammte. Mit grosser Begabung schrieb diese Nonne Kirchenmusik für ihr Frauenkloster Rupertsberg. Von Bingen war eine starke Persönlichkeit, die die musikalische Tätigkeit ihres Klosters